

Der Spiegel

für

Kunst, Eleganz und Mode.

(Achter Jahrgang.)

Halbjähriger Preis 4 fl., mit freier Postsendung 5 fl. Auf Velinpapier mit ersten Kupferabdrücken 5 fl. und postfrei 6 fl. C. M.

Man pränumerirt im Kommissionsamt zu Wien (Festungsauffahrt), in Ferd. Tomasas Kunsthandlung zu Pesth und bei allen k. k. Postämtern.

Der kalte Empfang.

(Nach dem Englischen.)

Frank Furrowfield, einer von den sechs Söhnen eines wohlhabenden Landbesizers in der Grafschaft Kent, war ein Genie, glücklicherweise jedoch das einzige seiner Familie. Schon frühzeitig gab er Zeugnisse seines überlegenen Geistes durch die eigenthümliche Art, mit der er die Geschäfte abmachte, für welche er geboren schien. Da sein Vater seiner Hülfe auf dem Pachthofe benöthigt war, verließ er schon frühzeitig die Schule, wo er, die Wahrheit zu sagen, seine Zeit auf das Beste nutzte; denn schon vor seinem zwölften Jahre hatte er „Robinson Crusoe“, „die sieben Kämpfer“ und „des Pächters Sohn“ gelesen, und wußte Chevy Chase *), Robin Hood **) und andere edelose Balladen auswendig.

Seine erste Beschäftigung war eine Heerde Vieh zu hüten und ihr Ausbrechen aus der Umzäunung zu verhindern; eine Aufgabe, deren er sich in einer Art entledigte, welche seinem Vater viele Anforderungen an seinen Geldbeutel zuzog, für die Auslösung seiner Heerde aus einer gewissen engen Einkäufung, wohin irgend ein gutherziger Nachbar sie verbannt hatte.

Im Laufe der Zeit wurde er bald zur Führung des Pflugs befördert. Hier nun suchte er jene Verbindung des *utile et dulce*, für welche ihm das Landleben besonders geeignet schien, in Ausführung zu bringen, indem er

*) Chevy Chase, Name der Schlacht von Uterbur im Jahre 1388 unter Richard II. von England und Robert II. von Schottland.

**) Robin Hood, eigentlich Robin Fitzooth, der Anführer einer Räuberbande, unter der Regierung Heinrichs II. im Jahr 1160 geboren.

dem Holzwerke des Pfluges noch eine Art Lesepult hinzufügte, und so die Kultur seines Geistes mit der des Bodens vereinigte. — Dieses System war bewundernswürdig, hatte jedoch, wie jedes andere menschliche, seine Mängel, zu deren Erklärung es dienen möge, daß Frank eines Tages über seine literarischen gänzlich seine landwirthschaftlichen Bestrebungen vergaß; während auch der Knabe, der die Pferde antrieb, die Geisteszerstreutheit seines jungen Herrn benutzend, nach Nestern suchte. Unwillkürlich dem Pfluge durch eine Deffnung in der Hecke folgend, gelang es Frank, ehe er sein Versehen einsah, einen halben Morgen junge Saat des Nachbarn in Sturz-Äcker zu verwandeln. Der Nachbar aber ließ am andern Morgen seine Forderung an Frank durch seinen Sachwalter anerkennen.

Der alte Furrowfield trug diese Ausbrüche des Genies seines Sohnes mit beispielloser Geduld, bis zuletzt Frank's Herz durch einen „milkernährten“ Cupido verwundet wurde; mit einem Worte er verliebte sich in ein Milchmädchen.

Die Jünger Apollo's haben nichts am Altare Hymen's zu schaffen; so dachte wahrscheinlich auch der alte Pächter, welcher, fest entschlossen seinen Sohn von dem Pachtthofe zu entfernen, das Unternehmen Frank's nach London zu reisen und sein Glück durch ein Gedicht zu machen, dessen Fertigung ihm sechs Monate Arbeit, und seinem Vater noch ein Paar Prozesse gekostet hatte, unterstützte.

Zufällig hatte Frank in London einen Onkel mütterlicher Seite, der dort durch Handel zu einem großen Vermögen gelangt war. Da nun der Held unserer Erzählung zu jeder Zeit erfreut gewesen wäre, seine Verwandten zu sehen, so schloß er daraus natürlich, daß die Freude seines Verwandten, ihn zu sehen, ganz der seinigen gleich kommen würde. Frank bekam demnach von seiner Mutter ein recht künstlich verfaßtes Empfehlungsschreiben, machte sich nach London auf, und, daselbst angekommen, präsentierte er sich wohlgelaunt und in ledernen Kamaschen an der Thüre seines Onkels.

Mister Doublepenny, so hieß der ehrenwerthe Kaufmann, war sehr glücklich in seinem Trachten nach bürgerlicher Auszeichnung gewesen, denn er gelangte noch vor seinem vierzigsten Jahre zur Sicht und zur Würde eines Stadtrathes. Auffallend war seine Abneigung gegen französische Weine und seine Vorliebe für Alles was Englisch war, ausgenommen Halbbier und Wasser. — Man sagt zwar, daß der allgemeine Widerwillen der Londoner Bürger gegen das klare Wasser ganz den Charakter der Wasserscheu trägt und daß, wenn es ihr Loos gewesen wäre, auf vier Füßen anstatt auf zweien zu gehen, nicht ein Einziger den Gefahren in den Hundstagen entgangen wäre. Jedoch ist dies eine große Uebertreibung, denn ich weiß gewiß, daß sie jedes Jahr, an einem ihrer größten Festtage, Wasser in Blakfriar *) trinken.

„Ist Mister Doublepenny zu Hause?“ fragt Frank das Hausmädchen, das ihm die Thür aufmachte.

„Den Deputirten meinen Sie?“ antwortete das Mädchen mit einem zu rechtweisenden Ton; „der Deputirte ist zu Hause, aber er kann Niemand vor sich lassen.“

*) Blakfriar, Stadtviertel von London.

„O, ich bedaure es“, sagte unser Held ganz betroffen. „Ist er denn so krank?“

„Krank? Nein!“ antwortete das Mädchen; „er befindet sich im Gegentheil recht wohl, aber ich wiederhole es Ihnen: Sie können ihn jetzt nicht sehen, denn er sitzt bei Tische.“

„Ist er denn im Finstern?“ fragte Frank mit großer Naivität. „Im Finstern? — Nein!“ entgegnete die Dirne; „aber der Herr sieht es nicht gern, daß man ihn beim Essen hört, und will Niemand sehen.“

„Niemand ist so blind als Diejenigen, die nicht sehen wollen“, rief unser Halsstarriger; „aber sagen Sie ihm, daß sein Nefse Frank Furrowfield so eben vom Lande hereingekommen ist und erfreut sein würde, wenn er ihn sprechen könnte.“

Das Mädchen kehrte zu ihrem Herrn zurück, von Frank auf dem Fuße gefolgt, der ihre Weisung: in dem Vorsaale einen Stuhl zu nehmen und zu warten, bis sie zurückkommen würde, mißverstanden, und so das Vergnügen hatte, seinen Auftrag pünktlich ausgerichtet zu hören. Das plötzliche Zurücktreten seiner Führerin, als sie sein Versehen gewahrte, schlug ziemlich seine Erwartungen eines guten Empfanges von Seiten des ehrenwerthen Deputirten nieder, dem er sich gegenüber sah.

Mr. Doublepenny war die letzten sechs Wochen von der Gicht geplagt gewesen, während welcher Zeit seine Füße eben so viel als sein Kopf auf Kissen gelegen hatten. Nachdem er endlich dieses antiphlogistische System verlassen konnte, war er eben, als Frank an die Thür klopfte, im Begriff sich zu einem seiner Lieblingsgerichte niederzusetzen und hatte grade den ersten Bissen auf der Gabel, den dieser unerwartete Besuch unterwegs aufhielt.

Das stolzeste und edelste der Thiere will nicht bei seiner Mahlzeit gestört werden, und unser Deputirter ertrug Störungen bei solcher Gelegenheit mit noch weniger Geduld als irgend ein Thier. — Wenn ein Geist oder sein Hausarzt plötzlich erschienen wäre und ihm befohlen hätte, von dem noch nicht gekosteten Mahle abzustehen, sie hätten keinem „kälteren Empfang“ begegnen können, als unser Held.

Der Deputirte beobachtete den Zubringlichen während einiger Zeit mit einem Blicke, worin sich Erstaunen und Unzufriedenheit malten. Endlich, die Sprache wiederfindend, rief er aus: „Nun, junger Herr, von welcher dringenden Nothwendigkeit kann denn Ihr Geschäft mit mir sein, daß es nicht bis Morgen Zeit gehabt hätte?“

Frank erklärte mit wenigen Worten den Zweck seiner Anwesenheit in London; sein Onkel aber unterbrach ihn mit den Worten: „Und ist dies Alles? ich glaube nichts weniger, als daß das ganze Nachthaus, Scheune und Ställe in Flammen ausgegangen, oder durch einen Sturmwind zerstört wären; ich bitte, erlauben Sie mir, junger Mann, das erste Mittagessen, welches ich seit sechs Wochen gesehen habe, in Ruhe einzunehmen, und da, wie Sie bemerken, die Suppe kalt wird, so sein Sie so gut und schreiben Sie Ihre Adresse im Nebenzimmer auf; ich werde Sie wissen lassen, wann es mir genehm sein wird, Sie zu sehen. Und nun Gott befohlen, Sir!“

(Beschluß folgt.)

Weib — Frau — Gemahlin.

Wenn man aus Liebe heirathet, wird man: Mann und Weib, wenn man aus Bequemlichkeit heirathet: Herr und Frau, und wenn man aus Verhältnissen heirathet: Gemahl und Gemahlin! — Man wird geliebt von seinem Weibe, geschont von seiner Frau und gebuldet von seiner Gemahlin. — Man hat für sich allein ein Weib, für seine Hausfreunde eine Frau und für die Welt eine Gemahlin. — Man findet sich in Alles mit dem Weibe, man bequemt sich mit der Frau, und man arrangirt sich mit der Gemahlin. — Wenn man krank ist, wird man gepflegt von dem Weibe, besucht von der Frau, und nach dem Befinden erkundigt sich die Gemahlin. — Man geht spaziren mit seinem Weibe, man fährt aus mit seiner Frau, und macht Parthien mit seiner Gemahlin. — Unsern Kummer theilt das Weib, unser Geld die Frau, und unsere Schulden die Gemahlin. — Mutter unserer Kinder ist unser Weib, ihre Bekannte unsere Frau, und ihre Gebieterin unsere Gemahlin. — Sind wir todt, so beweint uns unser Weib, beklagt uns unsere Frau, und geht in Trauer wegen uns unsere Gemahlin. — In einem Jahre heirathet wieder unser Weib, in sechs Monaten unsere Frau, und nach der Kondolenzzeit (in sechs Wochen) unsere Gemahlin.

Lächerliches Mißverständnis.

Der Uebersetzer eines französ. Romans erzählt von der Vorsteherin eines Mädchenpensionates, die durch den Muthwillen ihrer Eleven sehr geplagt wird. Einmal reißt nun der Geduldfaden der guten Frau und sie bestraft die schönen Kinder mit *à la générale* (avec un jeûne générale). Der Uebersetzer gibt diese Phrase ganz unschuldig mit den Worten: „Und sie strafte die Mädchen mit einem jungen General.“

Ein Karnevalsduell.

Auf einem der letzten Maskenbälle in dem Theater des *variétés* in Paris machte ein kleiner, schwarzer, niedlicher, schlanker Domino Aufsehen, der ohne einen Begleiter im Saale herumging; nichts konnte graziöser sein. Ein großer Pierrot machte sich an das Mädchen und eine stöhnende Mädchenstimme antwortete ihm. Der Pierrot war entzückt, und bot dem Domino den Arm an; der Domino nahm den Arm, nahm auch Erfrischungen an und schlug auch das angelegene Abendessen nicht aus. Der Pierrot rieb sich schon die Hände, als ein dicker Fuhrmann dem kleinen Domino eine Grobheit sagte; der Pierrot antwortete ihm mit einer Ohrfeige. Diese war nur durch einen Zweikampf gut zu machen, der auf die Forderung des Pierrots sogleich stattfand. Nach drei Stunden kam der Pierrot mit einer Wunde am Arme zurück, und fand statt des kleinen Dominos ein Billet, worin er benachrichtigt wurde, er möge sich, da aus dem Abendessen nichts geworden, in dem *café Anglais* zum Frühstück einfinden. Darunter stand: „Bernhard Lopez.“ Der kleine Domino war ein Herr gewesen.

Sonderbares Testament.

Eines der sonderbarsten Testamente, ist wohl dasjenige, welches Luigi Cartucio, Richter von Padua, vor seinem Tode aufsetzte. Die vornehmsten Klauseln desselben waren folgende: „1) Ich will nicht, daß man nach meinem Tode mein Haus mit schwarzen Tüchern behänge; ich will, daß alle diejenigen, die meiner Leiche folgen, grüne Kleider anziehen. — 2) Ich will, daß alle Violinen, Flöten, Pauken und andere musikalischen Instrumente, die man in der Stadt aufstreifen kann, zu meinem letzten Asyl mich geleiten. — 3) Ich will, daß Derjenige, welcher bei meiner Beerdigung am herzlichsten lachen kann, mein alleiniger und universaler Erbe werde.“

Brazilianische Hyperbeln.

Nach einem Gefechte zwischen der Armee von Buenos Ayres und den Brazilianern, wobei die letztere zehn Tode verloren und die erstere nur drei Verwundete hatte, wurde in Buenos Ayres ein großes Siegesfest gefeiert und ein Altar des Vaterlands errichtet, auf welchem man folgende Aufschrift las: „Sinkt in die Vergessenheit, ihr Schlachten von Marengo und Austerlitz; ein einziger Tag der Ehre der Freiheit hat den Glanz eurer Namen vernichtet!“ Auf der andern Seite stand: „Europa, du bist stolz auf deine Jahrhunderte der Civilisation und nennst dich die Königin der Welt; aber, o Amerika, du übertriffst Europa eben so weit, wie die ewigen Gipfel der Anden die niedern Spizen der Hügel der Schweiz überragen.“

Zeitung der Novitäten und Ansichten.

Theater.

Berlin. Am 18. März gab man in Königsstädtischen Theater zum ersten Mal: „Der Stöcker von Notre-Dame, romantisches Drama in sechs Tableaux, nach dem Roman des Viktor Hugo, frei bearbeitet von Charlotte Birch-Pfeiffer.“ — Ein überfülltes Haus bewies hinlänglich, daß man von der bühnenkundigen Verfasserin voraussetzte, sie werde aus dem buntschauerlichen Stoff ein effektreiches Drama geordnet haben, und das Publikum fand sich nicht getäuscht. Man hat oft über Mangel an Handlung zu klagen, hier ist davon die größte Fülle und demnach

vorweg begreiflich, daß eine feste Verbindung alles Einzelnen zum Ganzen nicht zu erreichen war, weshalb die Bezeichnung „Tableaux“ ganz geeignet erscheint. Hinsichtlich der Theaterwirkung verdienten diese dramatischen Bilder die Auszeichnung, welche ihnen von der höchst befriedigten Versammlung zu Theil wurde; fast jede Szene hatte den beabsichtigten Erfolg, weil jede die Spannung erhöhte. So wird unzweifelhaft „der Stöcker von Notre-Dame“ ein Kassensuk; denn wie eine erste Menge sich angeregt fühlte und durch alle Stationen des Unglücks, Mitleids, Schauders und Entsetzens sich wieder hindurch arbeitete bis zum Entzücken, so wird es auch eine zweite,

dritte und zehnte Menge wollen, was wir keiner verargen; denn dies neue Drama hat eben nur durch das Theater sein eigentliches Leben und will keinem andern Boden angehören, keinem andern Urtheil sich unterwerfen als dem, welches von dem Mitanschauen ausgeht. Die sehr schwierige Darstellung zeugte von tüchtiger Sachkenntniß und macht dem Theater Ehre. Besonders sind die Szenen, welche auf der Gallerie des Thurms von Notre-Dame spielen, in der Anordnung der Dekoration u. s. w. eine bedeutende Aufgabe, deren geschickte und gefällige Lösung ebenfalls durch lauten Beifall anerkannt wurde. Mad. Birch-Pfeiffer spielte selbst die „Gervaise“ mit voller Empfindung, die zumal bei dem Wiederfinden ihres Kindes mit allen Zügen der Wahrheit sich äußerte. Ull. Siebert („Emeralda“) zeigt ihr Talent umfangreicher als wir es bisher wahrnehmen konnten, und wir hätten nur zu bemerken, daß ihr mehrmaliges: „Ich will nicht!“ in der Szene, wo „Claude-Frollo“ sie fortzerret, einen etwas eblern Ausdruck haben konnte. Dieser ihr Verfolger wurde von Hrn. Ladday in feinem Maaß gehalten, was um so mehr Anerkennung verdient, da ein Zuviel sehr nahe liegt. Gleiches Lob verdient Herr Gence als „Quasimodo“, eine noch gefährlichere Aufgabe, da er mit allem Neuzeren und in jeder That am Nonplusultra steht. Herr Beckmann ist in dem eigenthümlichen Charakter des Gaunerkönigs Clopin-Trouillefou voll gesunden Humors und Herr Schwanzfelder („Vobus de Chanteaupers“) findet den rechten Ausdruck in seiner schwärmerischen Neigung zu „Emeralda“. Dem oft wiederholten Beifall schloß sich ein Hervorruf der genannten Schauspieler und Schauspielerinnen an. — Am 19. d. M. wurde im Hoftheater zum ersten Male Kaupach's historische Tragödie: „Kaiser Friedrich I.“, erster Theil, ober: „Friedrich und Mailand“, gegeben, und zwar mit einer Sorgfalt und Ausstattung, wie sie einem Dichter gebühren, der so viel für die Bühne gethan. Kaupach erscheint in diesem Drama ganz wie in seinen andern historischen Stücken des Hohenstaufen-Cyclus; es ist nicht die Fülle von Poesie, welche wir zu bewundern finden, sondern das Großartige der Auffassung, die wirksame Stellung der Figuren und die glänzenden Gedanken, welche vor dem Geiste ausgebreitet werden. Das Drama beginnt mit der Beschwörung der römischen Geseze und endet mit Mailands Untergang; Mailand, als die Heldin des Trauerspiels, wird durch „Martino della Torre“ repräsentirt, sein Schicksal ist auch das ihrige. Friedrich dagegen ist der Vertreter Gottes, der die durch den Bruch der Geseze verletzte Majestät desselben rächt. Die erste Hälfte des Drama spielt zu sehr mit Phrasen, Form und Pomp, als daß sie sonderlich anziehen könnte; die letzte Hälfte dagegen ist wahrhaft groß und der Glanzpunkt die allgemeine Noth der Stadt während der Belagerung. Das Publikum wurde sichtbar durch die vorgeführten gräßlichen Bilder ergriffen und festgehalten. Hr. Kott, der den „Martino“ herrlich durchführte, gewann reichen Beifall und wurde gerufen. Hr. Lemm gab seinen „Friedrich“ ganz dem Dichter gemäß, mit Kraft, Nachdruck und deutscher Biederkeit; auch er wurde gerufen. Bisweilen schien bei ihm die physische Kraft nicht zuzureichen. Hr. Krüger, als „Otto Visconte“, sprach und spielte gut. Ull. Bertha Stich, als „Agnola“, gnügte und das war hinlänglich in der kleinen Rolle. Ausgezeichnet war Madame Crelinger als „Ursina“ vom Anfang bis zu Ende. B. 3.

De
 ge
 ganz
 mißg
 einer
 tur
 stöber
 schau
 hielt
 weg
 Adm
 Scha
 ren
 auf
 Herz
 freun
 einer
 unse
 diese
 lich
 Kar
 selbe
 und
 beme
 glän
 stimm
 Kar
 gen
 Bot
 fehlt
 gene
 zieg
 pun
 Bar
 sagt
 zeh
 For
 gefi
 der
 En
 her
 gew
 art
 sch

Korrespondenz.

St. Petersburg (11. März).
 Der diesjährige Petersburger Karneval. Während seiner ganzen Dauer wurden wir durch das mißgünstigste Wetter heimgesucht. Bei einer größtentheils milden Temperatur wechselte es stets unter Schneegestößen, heftigen Winden und Regenschauern ab, diese Unannehmlichkeiten hielten jedoch die Volksklassen keineswegs ab, an den Nachmittagen dem Admiraltäts-Platz in gedrängten Scharen zuzusprechen, um dort ihren gewohnten National-Ergeuzungen auf den Eisbergen und Schaukeln nach Herzenslust zu fröhnen. Die so unfreundliche Witterung verhinderte aber einen zahlreichen Besuch von Seiten unserer höheren Gesellschafts-Stände; diese Bemerkung mußten wir vornämlich an den drei Schlußtagen dieses Karnevals machen, an denen sich derselbe sonst bei uns am gewühlvollsten und lebhaftesten zu zeigen pflegt. Wir bemerkten an ihnen keine mehrfachen glänzenden Equipagenreihen — die bestimmt das anziehendste Schauspiel des Karnevals bilden — ihre Stummelplaz der Souren, um den Vergnügungen machen, darum fehlten auch die nur durch sie angezogenen Gruppen von eleganten Spaziergängern, die sonst um diesen Zeitpunkt den Boulevard überfüllen. Der Baraken und Gaukler-Buden auf besagtem Plaz zählten wir insgesammt zehn. Sie waren sämmtlich in der Form echt russischer Bauerhütten aufgeführt, wie sie uns das platte Land der innern Provinzen darbietet. Ihr Ensemble, von der Mitte des sie beherrschenden Boulevards aus übersehen, gewährte das frappante Tableau eines artigen russischen Dörfchens in den schönsten Zentral-Punkt der prächtvoll-

len nordischen Kaiserstadt versetzt. Am liebsten und häufigsten besuchte die Menge die Kobbasche Kunstreiter-Gesellschaft und die gymnastischen Darstellungen der jungen Engländer Croft und Aterbury. In mehreren Privat-Zirkeln unserer höheren Gesellschafts-Stände gab es im Laufe des Karnevals glänzende Assembles und Bälle, auf welchen man unsere Beaumonde versammelt sah. — Eine besondere Aufmerksamkeit erregt ein hiesiger Augenarzt, der Kaufmann W. Aréschnikow. Durch sehr einfache, niemals schädlich einwirkende immer in irgend einer Art erfolgreiche Mittel heilt er die hartnäckigsten Augenkrankheiten, und stellt selbst bei völlig Erblindeten die Sehkraft wieder her. Mit Augenwassern, die keine Säuren enthalten, und mit schmerzstillenden Salben heilt er sicher die Augenübel in kürzerer oder längerer Zeit nach Maasse gabe der Dauer derselben. Seit kurzem haben über 450 Personen aller Stände Hilfe bei ihm gesucht und gesunden. B.

Miszellen.

Paris. Pariser Blätter erzählen unter mehreren Selbstmorden auch folgenden sonderbaren: Ein junger Mensch von 22 Jahren hat sich, in einem der volkreichsten Quartiere von Paris, mit einem Dekolt von Höllenstein getödtet, und nachstehenden Brief hinterlassen: „Ich sterbe in der katholischen Religion. Ich vermaße meinem Vater und meiner Mutter meine irdische Hülle, indem ich beklage, daß sie ein Geschöpf von so unangenehmer Gesichtsbildung, wie ihr Sohn, groß werden und sich entwickeln ließen. Obgleich ich mit den umfassendsten und zärtlichsten Fähigkeiten begabt war, hat mein Gesicht den Frauenzimmern

doch immer Schrecken gemacht. Ich will jetzt im Himmel eine Gesellschaft suchen, die sich über meinen Anblick nicht entsetzt, denn ich glaube, daß meine Seele, ihres fleischlichen Gewandes entkleidet, die Bewohner der andern Welt nicht erschrecken werde. Gez. J. F.“ B.

Paris. Der französische Propagateur erzählt folgendes Beispiel von Schwesterliebe: „Zwei Schwestern aus der Gegend von Saint-Yol (Vas-de-Calais) hatten vor der Revolution den Schleier genommen. Als sie das Kloster verlassen mußten, lebten sie auch dann immer vereinigt und hatten nur die eine Furcht, daß eine vor der andern sterben möchte. So waren sie beide über 80 Jahre alt geworden, als sie beide an einem und demselben Tag erkrankten. Sie empfingen in einer und derselben Stunde die Sterbsakramente, und kurze Zeit darauf schlummerten sie zusammen in die Ewigkeit. Ein Grab umfaßt den Staub der beiden Schwestern.“ B.

Rishenew. Man meldet, daß nun auch die Geliebte des Räuberhauptmanns Sobulof gefangen genommen ist. Sie war in Mannstracht und zu Pferde; in dieser Kleidung hatte sie ihn auf allen seinen Fahrten begleitet. Sie ist eine Kolonistin aus Bessarabien und spricht 5 verschiedene Sprachen. Sobulof selbst ist einer der stärksten Menschen, die es gibt, es hielt schwer, ihm Handschellen anzulegen, da seine Handgelenke so breit sind, wie seine offene Hand. W.

Strasburg. Am 2. März sollte in Furnes eine Hochzeit gefeiert werden. Schon war die Trauung vorrichtet, das Hochzeitsmal angerichtet und die Gäste versammelt, als während dieser Zeit, der Bräutigam in einem Nebenzimmer sich erhängte. G.

Lyon. Hier treiben die Viqueuers (Leute, die sich ein Vergnügen daraus machen, Damen mit spitzigen Instrumenten zu verwunden), seit einiger Zeit wieder ihr Unwesen, das zum Theil ernstliche Folgen hat, indem eine Dame an einer erhaltenen Wunde kürzlich gestorben ist, eine andere von den Aerzten aufgegeben wurde. Z.

Wien. In der k. k. Reichskanzlei ist seit wenigen Tagen ein Statue des höchstseligen Kaisers, Franz I. zur allgemeinen Besichtigung aufgestellt. Sie soll als Modell zu dem von Se. Majestät dem jetzt regierenden Kaiser allhier angeordneten Denkmale gewidmet sein, zu welchem Zwecke selbe jedoch nach unser Ansicht nicht leicht passen dürfte, da die Statue in seiner Stellung verfertigt ist. Der Künstler heißt Mansfredoni, aus Mailand gebürtig, und hat, abgesehen von dem Gebrauch, der von seinem Produkte gemacht werden wird, sich als tüchtigen Meister bewährt. H.

Wien. Der Musik-Direktor Strauß hat für die, Ihrer königl. Hoheit, der Frau Prinzessin Wilhelm v. Preußen gewidmeten Walzer: „Erinnerung an Berlin“ eine kostbare goldene Tabakdose, begleitet von einem sehr verbindlichen Schreiben, zum Geschenke erhalten. H.

Leipzig. Die Leipziger Zeitung berichtet aus Oshaz in Sachsen ausführlich über die Verurtheilung eines Brandstifters, Namens Kuhn, gegen den von dem Schöppenstuhl in Leipzig noch förmlich auf die gesetzliche Strafe des Feuertodes erkannt worden war; welche Strafe jedoch zuerst in Hinrichtung durch das Schwert, und diese dann weiter in lebenslängliche Zuchthausarbeit verwandelt wurde. G.

Beilage: Der Schmetterling. Nr. 6.

Herausgeber und Verleger Franz Wiefen.